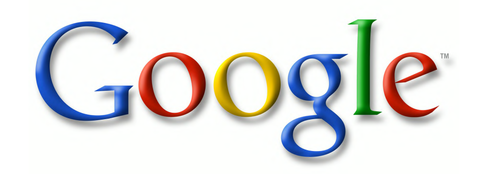
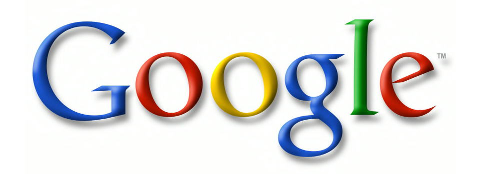
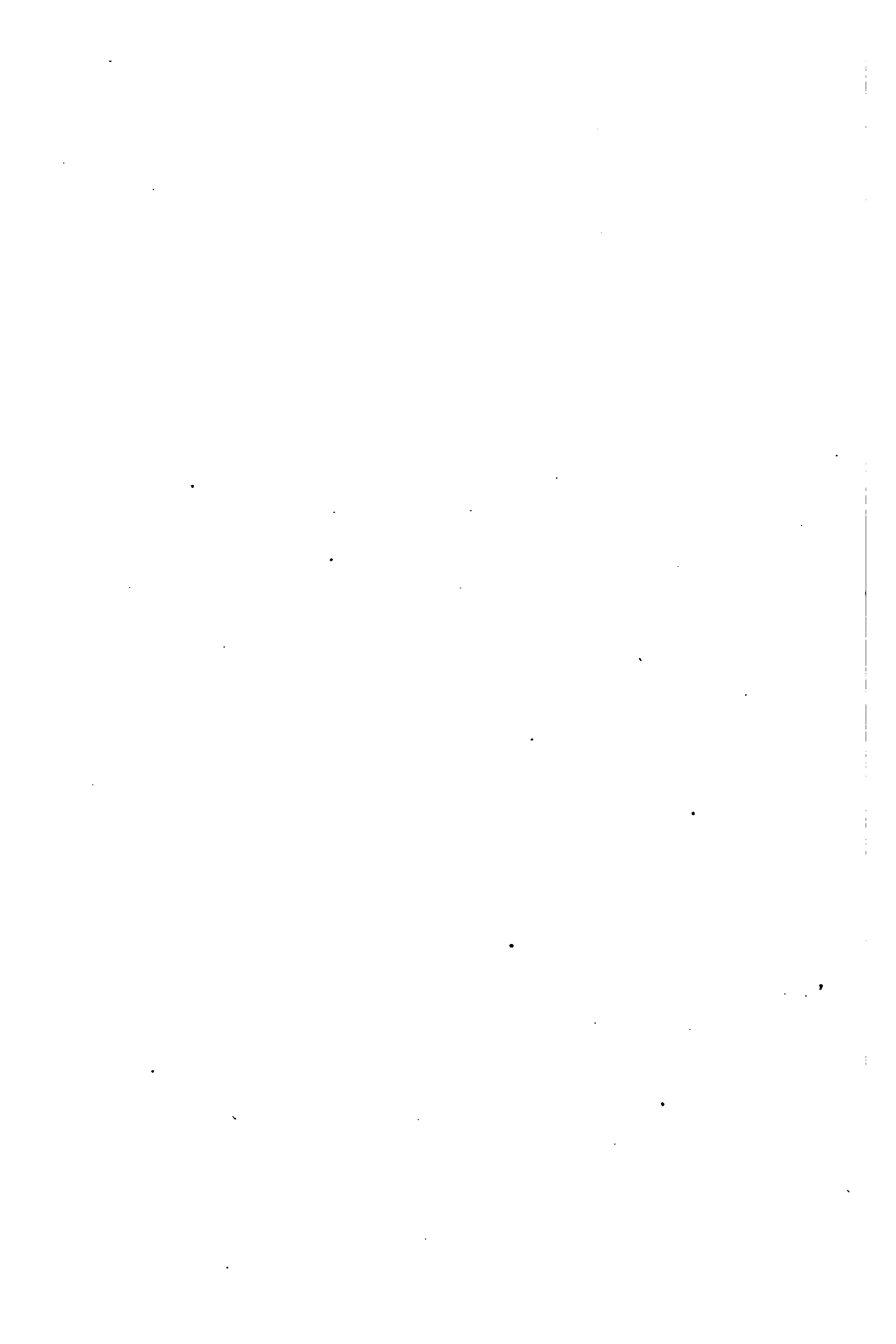





Educ
3519
06.3



Internationale Aufgaben der Universitä

Rede

zur

Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität

König Friedrich Wilhelm III

in der Aula

am 3. August 1906

gehalten von

Hermann Diels.

Berlin 1906.
Universitäts-Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke).

Unsere Zeit, die so gern Säkularfeste feiert, hat keinen Anlaß, des Jahres 1806 mit Jubel zu gedenken. Ist es doch das trübste vielleicht in der ganzen deutschen Geschichte. In einigen Tagen werden es hundert Jahre, daß das heilige römische Reich deutscher Nation ruhmlos und würdelos dahinsank, und daß bald darauf das Friderizianische Preußen unter der Wucht der Schläge von Jena und Auerstädt nicht minder ruhmlos und würdelos zusammenbrach. Und doch darf an dem heutigen Festtage, der dem Andenken Friedrich Wilhelms des Dritten, des Stifters unserer Universität, geweiht ist, auch dieser jammerreichen Zeit in Segen gedacht werden. Denn in dem tiefen Weh dieser Leidensjahre vollzog sich die Wiedergeburt unseres Volkes an Haupt und Gliedern, die ein neues Preußen und in der Folge ein neues Deutschland erstehen ließ.

Schwer, aber glorreich waren die Anfänge dieser Neugestaltung. Der Gedanke, hier an dieser Stätte eine neue Universität zu gründen, ist der erste helle Sonnenstrahl, der in das nächtliche Dunkel fiel. Man begrüßte mit Jubel die erste Regung des jugendfrischen Geistes, von dem beseelt man wagen konnte das Reich von Grund auf neu zu bauen. Begeistert scharte sich bald ganz Deutschland um die Losung: „Freiheit des Vaterlandes, Freiheit der Wissenschaft“, die von der jüngsten Hochschule in die preußischen und deutschen Lande hinausdrang. So ist es nicht wunderbar, daß unter den wißbegierigen Jüng-

lingen, die im ersten Winter 1810 unser Universitätsgebäude füllten, fast die Hälfte Ausländer gezählt wurden. Die Zahl der einheimischen Immatrikulierten betrug, wie die von Rektor Dernburg 1885 veröffentlichte Übersicht ergibt, in jenem ersten Semester 152, die der Ausländer 104, zusammen 256. Ein kleines Häuflein, wenn man ihm die imposante Ziffer von fast 8000 Immatrikulierten des letzten Wintersemesters gegenüberstellt. Und doch beträgt die Zahl der Nichtdeutschen nur etwa ein Siebentel dieser Summe. Wenn also vor hundert Jahren sich das Verhältnis von Inländern und Ausländern die Wage hielt, ja nach den Befreiungskriegen in den Jahren 1815 und 1816 die letzteren sogar überwogen, so könnte man leicht falsche Schlüsse in bezug auf die Entwickelung des internationalen Elementes unserer Universität aus den mitgeteilten Zahlen ziehen, wenn man nicht beachtete, daß man damals unter „Ausländer“ jeden Nichtpreußen verstand. Stellt man aber nach der sorgsam geführten Matrikel jener Gründungsjahre die Herkunft der einzelnen Studierenden genauer fest, so sieht man, daß unter den 104 Nichtpreußen des ersten Wintersemesters nur 20 Ausländer im heutigen Sinne des Wortes vertreten waren, 1 Däne, 1 Österreicher, 5 Schweizer, 5 Russen und 8 Balten. Denn wie damals, so werden auch heute noch in unserer Matrikel die Balten von den Russen geschieden. Die genauen Zahlen des ersten Semesters 1810 sind also nach unserer jetzigen Bezeichnung 152 Preußen, 84 Reichsdeutsche und 20 Ausländer. Es ist nicht uninteressant, mit diesem Verhältnis die Zahlen des letzten Winters zu vergleichen. Neben den 5489 Preußen, von denen wieder die Provinz Brandenburg fast die Hälfte stellt, stehen 1070 Reichsdeutsche und fast genau so viele Fremde, nämlich 1069. Auch dies entbehrt nicht des kulturgeschichtlichen und politischen Interesses, festzustellen und durch die Annalen unserer Universitätsgeschichte zu verfolgen,

wieviel Studierende die einzelnen europäischen und außereuropä schen Länder uns in den einzelnen Jahren gesandt haben. Di Zahlen variieren sehr stark, und die Gründe dafür liegen keines wegs immer auf der Hand. Am stärksten vertreten sind jetz bei uns außer den Russen, deren übermäßiges Anwachsen in letzten Jahre keiner Erklärung bedarf, drei Nationen, die Öster reicher, die Schweizer und Amerikaner. Man erkennt leicht, daß es vor allem die enge Kulturgemeinschaft ist, in der wir mi diesen befreundeten und stammverwandten Nationen stehen, di uns jene besonders willkommenen Gäste aus dem Auslande sendet. Denn wenn die Schweiz und Österreich schon durch die Gemeinschaft der Sprache und der Universitätseinrichtungen eng mit den deutschen Hochschulen verknüpft sind, so laufen doch auch viele sichtbare und unsichtbare Fäden hinüber nach Amerika und zumal nach der Union. Die starke deutsche Einwanderung, die namentlich während des vorigen Jahrhunderts hinüberströmte, unterhält auch wenn sie ganz eingebürgert und scheinbar amerikanisiert ist, doch ziemlich lebhafte geistige Beziehungen zu dem alten Vaterlande, und Familien deutscher Abstammung schicken gern ihre Angehörigen, auch wenn sie der deutschen Sprache nicht mehr mächtig sind, zu uns herüber. Wenigstens fällt in der Zahl der Amerikaner das Überwiegen deutscher Familiennamen auf. Das außerordentliche Interesse der Amerikaner an unseren Universitätseinrichtungen ist aber nicht nur durch die deutsche, z. T. geistig sehr hochstehende Einwanderung geweckt worden. Vielmehr sind viele unserer deutschen Dozenten seit mehreren Dezennien an den Hochschulen der Union mit Erfolg tätig. Sie haben die Achtung vor der deutschen Wissenschaft dort auch in den echt amerikanischen, naturgemäß nach England gravitierenden Kreisen verbreitet und den Wunsch rege gemacht, diesen Austausch geistiger Art, der

sich bisher nur auf deutsche Professoren und amerikanische Studenten erstreckte, in eine wirkliche Gegenseitigkeit umzuwandeln. So hatten wir im vorigen Wintersemester die Freude, neben den 132 Studenten und 44 Studentinnen aus Amerika zum ersten Male auch einen hervorragenden Dozenten der ersten Universität Amerikas bei uns als Gast unserer Hochschule begrüßen zu können. Durch diesen Austausch war einerseits unseren Studenten die Gelegenheit geboten, die Anschauungen eines amerikanischen Theologen und Soziologen über moderne ethische und religiöse Probleme zu hören, andrerseits war es unserem Gaste vergönnt, durch seine amtlichen und außeramtlichen Beziehungen tiefere Blicke in die Verhältnisse unserer Universität, unserer Gesellschaft und unseres Staatswesens zu werfen, als es sonst dem Fremden wohl möglich wäre. Manche Frucht hat gewiß bei dem Dozenten wie bei seinen Hörern in der Stille angesetzt, die erst die Zukunft reifen wird. Und in geistiger Beziehung ist alles, was langsam und still reift, das Echte; Augenblickserfolge welken schneller als das Gras.

Deutschland und Amerika sind die beiden Staaten des europäischen Kulturkreises, die in dem letzten Jahrhundert sich am raschesten und überraschendsten entfaltet haben. Sie werden daher von den altbegründeten Weltmächten als Eindringlinge betrachtet und beargwöhnt. So ist es begreiflich, daß die besseren Elemente beider Staaten, die gegen die üblen Folgen so schnellen Wachstums keineswegs die Augen verschließen, sich zueinander hingezogen fühlen und voneinander zu lernen suchen. Die leitenden Männer hüben und drüben sind davon überzeugt, daß das Schicksal ihrer Nationen in erster Linie auf der Erziehung der Jugend und namentlich der akademischen beruht, die dazu vorgebildet und bestimmt ist, den maßgebenden Einfluß auf die Gesellschaft auszuüben.

Daß man bei uns über die Wichtigkeit der akademischen Vorbildung so denkt, und nicht erst seit gestern und ehegestern, brauche ich an dieser Stätte nicht auszusprechen. Allein auch in Amerika ist man keineswegs mehr der früher dort allgemein verbreiteten Meinung, man dürfe alles wild wachsen lassen. Vielmehr erkennt man auch dort jetzt allgemein den Wert, den das geistige *Training* der Universitäten für die Nation hat. Und wie bei uns, entwickelt sich auch drüben immer mehr, wie die dorthin im letzten Winter entsandten Sendboten deutscher Wissenschaft übereinstimmend berichten, ein idealer Trieb und akademischer Schwung, der bei uns längst als beste Schutzwaffe gegen Routine und Mammonismus anerkannt ist.

Da die Regierungen beider Länder und ihre obersten Lenker an dem „Professorenaustausch“ lebhaftesten Anteil nehmen, und weitblickende Vertreter des wohlhabenden Bürgerstandes hüben und drüben durch bedeutende Stiftungen ihr Interesse an dieser geistigen Verbrüderung der beiden Völker bekundet haben, so wird der Versuch des vorigen Winters sich in den nächsten Jahren im vergrößerten Maßstabe wiederholen. Es ist aber zu wünschen, daß, um jede Einseitigkeit zu vermeiden, auch andere hervorragende Kulturnationen allmählich in diesen Austauschverein einbezogen werden, damit der einst auf den europäischen Universitäten übliche Wechselverkehr der Doktoren und Scholaren sich in moderner Umgestaltung zum Segen der Wissenschaft und der Nationen selbst erneuere und erweitere. Es gilt also die bereits jetzt zwischen den Universitäten deutscher Zunge bestehende Freizügigkeit der Professoren und Studenten in etwas veränderter Form auf die Hauptkulturvölker der Welt auszudehnen.

An den technischen Hochschulen freilich hat man den Zuzug der Ausländer in neuerer Zeit etwas zu hemmen gesucht, da man nicht bloß eine Beeinträchtigung der heimischen Studieren-

den durch den allzugroßen Andrang fremder Elemente fürchtet, sondern auch eine weiterreichende Schädigung der deutschen Industrie besorgt, wenn die mit unserer Vorbildung und Kenntnis ausgerüsteten Ausländer in ihrer Heimat dem deutschen Importe eine empfindliche Konkurrenz bereiten. Diese Besorgnisse können auf den deutschen Universitäten nicht laut werden. Wenn man absieht von leicht zu beseitigenden Unzuträglichkeiten, die sich vereinzelt durch allzustarkes Vordrängen der Ausländer in den Instituten ergeben, wenn man ferner absieht von dem Raummangel, der zur Zeit an einigen Universitäten, wie an der hiesigen, eine Steigerung der Besuchsziffer kaum wünschenswert erscheinen läßt, ist der Zuzug fremder Studierender auf unsern Universitäten stets willkommen geheißen worden. Denn bei uns gibt es keine Fabrikgeheimnisse. Unsere Wissenschaft reicht wie die sieben Brote des Evangeliums für viele Tausende, und je mehr davon genommen wird, um so reicher quillt der Segen nach. Selbst wer nur gewohnt ist, an das Materielle zu denken, wird leicht ermessen können, daß der Same unserer Lehre durch die fremden Sendboten in alle Welt zerstreut hundertfältige Frucht bringen muß. Wir dürfen dabei auch nicht vergessen, daß diese Ausländer, namentlich diejenigen, die aus dem Westen und Norden zu uns kommen, in ihren Studien oft bereits vorgeschritten und darum den heimischen Studierenden Muster und Vorbild bei den gemeinsam betriebenen Studien geworden sind.

Die Aufgabe nun, diese internationalen Beziehungen von Universität zu Universität zu pflegen, kommt nicht unserer Berliner Hochschule allein zu. Sondern wie jede deutsche Universität von einer kleineren oder größeren Zahl von Ausländern aufgesucht wird, die dort vielfach bequemere Studiengelegenheit finden und sich rascher in die deutsche Art einleben als in der Großstadt, so sollte auch der Austausch keineswegs auf die Hauptuniversität

jedes Landes beschränkt bleiben. Aber diese Ausgestaltung darf man ruhig der Zeit überlassen, da gerade solche zarten Beziehungen hin und wieder von selbst wachsen und organisch sich entwickeln müssen. Trotzdem ist es natürlich und berechtigt, daß sich unsere Hochschule an erster Stelle für die internationalen Aufgaben der Universitäten interessiert und betätigt. Schon seit längeren Jahren ist hier das Orientalische Seminar eingerichtet und unserer Universität angegliedert worden, das den Zweck hat, unsere in den auswärtigen Dienst oder Handel eintretenden jungen Beamten und Kaufleute in die Sprachen und Kulturen des Orients einzuführen. Vor kurzem ist ferner auf Antrag unserer philosophischen Fakultät durch das Entgegenkommen des vorgeordneten Ministeriums ein Lektorat für Deutsch an unserer Universität gegründet worden, das bestimmt ist, die hierher kommenden Ausländer rasch und sicher mit deutscher Sprache und Art vertraut zu machen. Auf Anregung desselben Ministeriums ist hier zuerst in Deutschland ein besonderes Vermittleramt ins Leben getreten, das die Ausländer über Berliner und deutsche Studienverhältnisse bereitwillig belehrt und unsere einheimischen Studenten wiederum über das Ausland auf das genaueste unterrichtet. Das unerwartete Wachstum dieser „Akademischen Auskunftsstelle" ist der beste Beweis dafür, daß diese internationale Vermittelung einem lebhaften Bedürfnisse unserer Zeit und unserer Stadt entgegenkommt. Denn in der Hauptstadt des Deutschen Reiches flutet natürlich der große Strom des Weltverkehrs und der Weltpolitik stärker als in der idyllischen Ruhe, die in den meisten unserer kleineren Universitätsstädte den Professoren wie den Studenten eine so beneidenswerte Arbeitsstätte schafft. Der deutsche wie der ausländische Studierende, der seinen Schritt nach Berlin lenkt, sucht und findet hier nicht diese schöne Behaglichkeit irdischen Daseins, er sucht und findet vielmehr hier das rastlose und ruhelose Leben

2

und Weben einer Dreimillionenstadt, in der die großen Fragen der Politik, des Handels und der Industrie einen ganz anderen Widerhall finden als an jenen amönen Musensitzen. Überall tritt hier dem Studierenden, mag er in die Museen oder Kunstausstellungen, in die Theater oder Konzerte, in die Fabriken oder Exporthäuser gehen, das Bild des modernen Verkehrs entgegen, der nicht bloß das deutsche Vaterland und seine Nachbarn, sondern die ganze Welt umspannt. Was früher ein Vorrecht der Hansestädte war, in unmittelbarer Berührung mit den Ländern über See zu stehen, drängt sich jetzt auch in unserer Binnenstadt schon den äußeren Blicken auf. Ein flüchtiger Gang durch die Straßen der Hauptstadt mit ihren Schildern der fremden Botschafter und Konsulate, der Weltfabriken und Welthandelshäuser, mit ihrem bunten Wechsel der Sprachen zeigt, wie innig sich hier fremdes Leben mit dem heimischen mischt. Und darum erwartet der deutsche Student, der aus der Provinz, der Ausländer, der aus der Fremde hierher kommt, bei den Bewohnern unserer Metropole den großen Zug und den freien Blick zu finden, der das weltstädtische Leben von dem der Kleinstadt unterscheidet.

Wie sollte unsere Universität von diesem modernen Geiste unberührt bleiben? Ist sie doch inmitten der Residenz, inmitten der weltberühmten Gebäude belegen, von denen aus unser Land regiert und seine Beziehungen zu den übrigen Staaten bestimmt werden. Sie kann sich nicht wie die großen Universitäten Englands abseits halten vom Strome der Zeit und in Beschaulichkeit die altererbten Ideale weiter pflegen, sie wird gewaltsam mit hineingerissen in den Strudel des Weltverkehrs, sie wird gezwungen, Stellung zu nehmen zu den Realitäten des nationalen und internationalen Lebens, zu den weltbewegenden politischen und sozialen Fragen, soweit nur immer sich dies mit den eigentlichen Aufgaben unseres Instituts verträgt. Unsere Universität fühlt den Odem des

Geistes, der am sausenden Webstuhl der Gottheit lebendiges Kleid wirkt, sie muß mit Faust sprechen:

Der Du die weite Welt umschweifst,
Geschäftiger Geist, wie nah fühl' ich mich Dir!

Aber kann dies Streben, dem Weltgeist sich zu nähern, nicht schädlich auf die deutsche Jugend wirken? Muß nicht dieser internationale Zug dem vaterländischen Geiste entgegenwirken, den wir gerade bei unserer Jugend kräftigen wollen? Lehrt nicht das fürchterliche Jahr 1806 mit seinen Rheinbundserinnerungen, wohin der Kosmopolitismus den Deutschen mit seinen idealen Weltverbrüderungsträumen führte? Ist das, was andere politisch mehr entwickelte Nationen ohne Gefahr tun dürfen, auch bereits unserem Volke erlaubt, das nur mit Mühe zu einem staatlichen Gemeinschaftsleben erweckt worden ist? So höre ich manchen Patrioten ängstlich fragen, und wer möchte sich dieser Besorgnis entziehen wollen, der an den verhängnisvollen zentrifugalen Drang denkt, dessen Einfluß sich in der deutschen Geschichte von ihren Uranfängen bis auf den heutigen Tag nur allzu deutlich offenbart?

Allein, wo sitzen denn, frage ich, jene schlechten Patrioten und unverbesserlichen Eigenbrödler, die uns bisweilen an der Zukunft unserer Nation verzweifeln lassen? Etwa da, wo die Jugend es für selbstverständlich ansieht, mit dem Ausland in die innigste Berührung zu treten? Gewiß nicht. Gerade in den Hansestädten finden wir das reifste Verständnis für unsere nationalen Aufgaben, die größte Opferwilligkeit für die Zwecke des gemeinsamen Vaterlandes. Wo dagegen der Strom internationalen Lebens am spärlichsten fließt, da sieht es auch in der Regel mit dem nationalen Leben am trübsten aus. Man schicke den hartnäckigsten Nörgler nur auf ein halbes Jahr ins Ausland, wohin es auch sein mag. Es müßte mit Wundern zugehen, wenn er

nicht als entschiedener Verehrer deutschen Wesens aus der Fremde zurückkehrte. Denn welche Güter unser Vaterland und die vaterländische Art und Gesittung birgt, dessen wird man sich nirgends rascher und voller bewußt als im Ausland.

Auch unserer deutschen akademischen Jugend, die laut und im stillen manches an der deutschen Universität und dem deutschen Staat zu bessern findet, würde es nicht schaden, wenn sie sich möglichst früh draußen umzusehen und Vergleiche anzustellen in der Lage wäre. Vieles, was sie bei unseren Einrichtungen als selbstverständlich hinzunehmen und keiner Beachtung zu würdigen pflegt, würde sie dann als hohes Gut schätzen lernen.

Unter diese Güter rechne ich vor allem die bei uns fast unbeschränkte Freiheit in der Wahl der Vorlesungen, die in dieser Weise kaum irgendwo sonst anzutreffen ist. Die jüngst nach Amerika entsandten Vertreter deutscher Wissenschaft sind in ihrem Erfolge zum Teil dadurch etwas behindert worden, daß die dortigen Studierenden keineswegs volle Bewegungsfreiheit in der Wahl ihrer Vorlesungen haben. Einerseits ist dort die Zahl der zu belegenden Vorlesungen durch Vorschriften beschränkt, andererseits muß über jede gehörte Vorlesung eine Prüfung abgehalten werden, von deren Ausfall die Versetzung in den nächsten Kursus und die erfolgreiche Erledigung des Studienplanes abhängt.

Wenn nun auch der Wechselverkehr der Universitäten durch solche Verschiedenheiten der Organisation, wohin ich auch namentlich die eigentümliche und wenig befriedigende Ferienordnung der deutschen Schulen und Hochschulen rechne, hier und da beeinträchtigt werden mag, so verschwinden doch alle diese kleinen Hemmnisse gegenüber der Hauptschwierigkeit, die den Austauschgedanken ernstlich bedroht und die gegenseitige Verständigung in weiterem Umfange unmöglich zu machen scheint,

ich meine die Verschiedenheit der Sprache. Gestatten Sie dem Philologen, dies Problem in der heutigen Stunde etwas genauer zu betrachten!

Als Professor Peabody in diesem Raume sich vor einem halben Jahre von uns verabschiedete, berührte auch er diese Schwierigkeit und sprach sich mit großer Entschiedenheit dahin aus, daß sich der Professor nur in seiner Muttersprache vollkommen verständlich machen könne.

„Es wird oft behauptet“, sagte er damals, „daß, um gute Resultate zu erzielen, der Austausch der Lehrer begleitet sein sollte von einem Austausch der Sprachen, so daß der deutsche Professor in Amerika englisch vortrage und der amerikanische in Berlin deutsch; und ohne Zweifel würde dies linguistische Tauschsystem in beiden Ländern die Zahl der Hörer im Augenblick vermehren und den sofortigen Wirkungskreis des Vorlesers erweitern. Ich kann jedoch nicht glauben, daß es im großen und ganzen praktisch oder auch nur wünschenswert wäre, zum Gebrauch einer fremden Zunge überzugehen. Es würden sich ja gewiß von Zeit zu Zeit Gelehrte hüben wie drüben finden, die ihre Gedanken fließend übersetzen könnten; aber abgesehen von sehr seltenen Fällen würden es übersetzte Gedanken bleiben; von der Unmittelbarkeit und Präzision des Ausdrucks in der Muttersprache würde ihnen ein Teil abgehen. Was mein persönliches Urteil betrifft, möchte ich mich dem Ausspruch eines ausgezeichneten Juristen an der Berliner Universität anschließen, welcher erklärt: ‚Nach meiner Ansicht sollte der Universitätslehrer, der an einer ausländischen Universität Vorträge hält, stets, oder mindestens im Bereiche der Geisteswissenschaften, sich seiner Muttersprache bedienen. Wie hart muß sogar mit der eigenen Sprache ein jeder ringen, der selbstverarbeitete Gedanken in Worten ausprägen will! Das Tiefste und

das Feinste wird er immer nur annähernd zum Ausdruck bringen. In einer fremden Sprache — man müßte sie denn sich als zweite Muttersprache angeeignet haben — sein Eigenstes und Bestes zu sagen, ist schlechthin unmöglich. Vorträge aber an der Universität, der hohen Schule reiner Wissenschaft, dürfen sich kein niedrigeres Ziel stecken. Gerade darauf beruht ihre Würde, gerade darauf ihr unvergleichlicher Wert, daß hier der Redende den Hörer in die Werkstatt seiner inneren Geistesarbeit einführt und so ihm seine wissenschaftliche Persönlichkeit offenbart'".

„Über diese Erklärung", fuhr Herr Peabody fort, „würde ich sogar hinausgehen und einem solchen linguistischen Kompromiß mich noch skeptischer gegenüberstellen. Denn mich bedünkt, die fremde Sprache gehört mit zum Wesen des akademischen Austausches. Die Möglichkeit ist ja gegeben, die Gedanken eines Amerikaners in Deutsche zu übertragen oder übersetzen zu lassen und sogar etwas von dem rhetorischen Glanze beizufügen, den man an der Universität Berlin gewöhnt ist. Aber man sollte nicht vergessen, daß der Ausländer hierher geladen wird, um eine andere Leistung zu bieten als die deutschen Gelehrten; und dabei wird er sich mit Vorteil auf eine kleine Zuhörerschaft beschränken, wenn er dieser die spezifische Methode und Darstellungsweise des amerikanischen Lehrers vermitteln darf. Dieser Austausch gilt nicht nur für ein Jahr oder für eine Person, sondern bedeutet eine dauernde Verknüpfung zwischen zwei Völkern, und er sollte, wie mir scheint, auf beiden Seiten so aufgefaßt werden, daß es im Vorteile jeder Universität liege, einen Lehrer einer andern Kulturtradition zu gewinnen, der auch die Sprache gebraucht, die er vertritt, ohne Maskierung oder Entschuldigung."

Vermutlich würde der größere Teil unserer Dozenten, vor die gleiche Frage gestellt, sich in ähnlichem Sinne aussprechen,

ja für gewisse Vorlesungen, wie über Nationalliteratur, erscheint der Gebrauch der Muttersprache fast selbstverständlich. Wer über Goethe und Schiller zu Amerikanern zu sprechen hat, wird natürlich in deutscher Sprache zu ihnen reden, gerade so wie bei uns schon seit geraumer Zeit geborene Franzosen oder Engländer über ihre Nationalliteraturen in ihrer Muttersprache vortragen. Hier deckt sich Inhalt und Form unmittelbar, und die Studierenden, die sich für diese Stoffe interessieren, sind in der Regel durch ihr besonderes Studium vorbereitet, dem fremden Vortrage zu folgen. Gerade den Neuphilologen aber bringt diese Art des Universitätsvortrages nichts Neues. Sie sind gewöhnt, die beiden fremden Sprachen nicht nur zu lesen, sondern auch zu hören und zu sprechen. Sie sind auch sonst bemüht, sich in jene fremde Geisteswelt zu vertiefen. Für sie bedeutet daher der Zuwachs an neuer Anschauung, der durch unsere Gäste ihnen gebracht wird, keine wesentliche Bereicherung ihres Studienprogrammes. Und doch sind sie fast die einzigen, die bisher mit Erfolg an solchen Gastvorlesungen teilnehmen konnten. Denn die anderen Studierenden, die ein sachliches Interesse an den Vorträgen der fremden Professoren nehmen, sind meist nicht genügend darauf vorbereitet, das fremde Idiom mit Leichtigkeit aufzunehmen. Daher erlahmt ihr Interesse sehr bald. Bei uns wie in Amerika hat sich gezeigt, daß das Fachpublikum seiner großen Mehrheit nach nicht imstande ist, fremdsprachlichen Darbietungen auf die Dauer zu folgen.

Daher ist man versuchsweise dazu übergegangen, zunächst solche Dozenten auszutauschen, die imstande sind, sich in der fremden Sprache hinreichend gewandt und verständlich auszudrücken. Man wird abwarten müssen, welchen Erfolg diese Methode haben wird. Aber es läßt sich ziemlich sicher voraussehen, daß die Reihe hervorragender bilinguer oder trilinguer Dozenten sowohl

bei uns als im Ausland bald erschöpft sein wird, und daß gerade diejenigen, die vielleicht gegenseitig am meisten gewünscht werden, aus diesem Grunde sich versagen müssen, weil sie in fremder Zunge nicht sprechen können oder nicht sprechen wollen.

So führt uns diese neue Einrichtung des Professorenaustausches von selbst auf die alte Frage, wie man der babylonischen Sprachverwirrung Herr werden könne, auf die Frage, die gerade in neuester Zeit auch in politischer Beziehung in manchen Ländern brennend geworden ist.

Für das Altertum existierte das Problem kaum, da nur das Prinzip der Weltherrschaft, nicht das des politischen Gleichgewichts anerkannt wurde. So lösen sich die Weltsprachen wie die Weltreiche ab, und als Gemeinsprache galt in der Regel ohne weiteres die Sprache des in der Welt herrschenden oder vor herrschenden Volkes. Es ist ein eigentümliches Paradoxon der Weltgeschichte, daß gerade da, wo die biblische Tradition die Sprachverwirrung entstehen läßt, in Babylon, tatsächlich die erste Spracheinigung stattgefunden hat, insofern im zweiten Jahrtausend die babylonische Sprache und Schrift nicht nur über Asien bis nach Kanaan und Cypern, sondern auch nach Ägypten hin sich verbreitet hatte. Wie die Elamarna-Täfelchen erweisen, kann man diese Sprache als die Diplomatensprache jener Zeit bezeichnen. Die folgende Epoche hat nichts Gleiches an die Stelle setzen können. Denn während im Osten unter der persischen Herrschaft die Erlasse des Großkönigs in der altpersischen Kanzleisprache abgefaßt wurden, die je nach Bedarf mit neubabylonischer oder griechischer Übersetzung begleitet wurden, hatte der griechische Westen trotz der umfassenden Kolonisationsarbeit des hellenischen Kaufmanns eine sprachliche Einheit selbst unter den Griechen nicht zustande bringen können.

Erst nachdem in unfruchtbaren Kämpfen der Partikularismus

der Stämme niedergebrochen war, eroberten sich Alexanders Schwert und Demosthenes' Zunge die Welt. Der nun geeinten hellenistischen Weltkultur verdanken wir die griechische Bibel und die aus ihr erblühende Literatur, die Zeugnis dafür ablegt, daß auch nach dem Aufgehen der Diadochenreiche im Imperium romanum sich die griechische Sprache im Osten dauernd erhielt, bis sie die Flut des Islams wegschwemmte.

Roms Herrschaft bedeutete für den Westen die Annahme der lateinischen Sprache, für den Osten dagegen hatte diese außer der Aufnahme einiger vulgärer Lehnwörter keine Erfolge zu verzeichnen. So schied sich bald für die Sprache, was sich später auch politisch trennte, der latinisierte Westen, das Gebiet der heutigen romanischen Sprachen bis zum Rhein und nach Britannien hinüber, und der hellenisierte Osten bis nach Südrußland, Persien und Indien hin. Unser europäischer Westen steht noch bis auf den heutigen Tag unter der Einwirkung der einstigen Weltsprache, insofern die römisch-katholische Kirche die in ihrem Namen liegende Tradition auch in der Sprache unerschütterlich aufrecht erhält. Sonst ist die tausendjährige Herrschaft jener stolzen Sprache mehr und mehr zurückgedrängt worden. Die Einheit der europäischen Kultur, die durch das Latein im Mittelalter und in der Renaissance hergestellt wurde, ist durch die immer kräftiger und zahlreicher entwickelten nationalen Idiome zerrissen worden. Die schwachen Reste der alten Tradition, die sich vereinzelt noch in der Wissenschaft und im Universitätsleben gehalten haben, werden bald verschwunden sein. Es ist bezeichnend, daß bei einer Umfrage, die kürzlich ein französischer Gelehrter, Jean René Aubert, zugunsten der internationalen Verwendung des Lateins an etwa hundert Kollegen in verschiedenen Ländern gerichtet hat, selbst die Vertreter der klassischen Philologie fast durchweg gegen das Latein votiert haben. Es scheint daher jetzt überflüssig, bei

Gelegenheit des Professorenaustausches daran zu erinnern, wie leicht ehedem der Übergang von Universität zu Universität sowohl für Professoren wie für Studenten vermittelst des universalen Lateins sich vollzog. Man will nun einmal von dem alten Pedantenlatein nichts mehr hören, zumal wenn man sich vorstellt, wie verschieden es z. B. von deutschen und amerikanischen Lippen tönen würde.

Die Erbschaft der weltbeherrschenden Sprache Roms machten sich eine Zeitlang ihre drei Töchter streitig, bis das Französische als Sprache der Höfe, der Diplomaten und der höheren Gesellschaft die Oberhand gewann. So war die geistige Welt Europas im 18. Jahrhundert wiederum durch die französische Sprache und Kultur geeinigt. Voltaire und Diderot sprachen in ihrer Muttersprache zu ganz Europa, und die Berliner Akademie redete damals wie ihr König die Sprache Voltaires.

Erst die nationale Erhebung, die sich an die Katastrophe von Jena knüpfte, hat bei uns das Französische entthront. Im Jahre 1807 erschien der letzte Band der Abhandlungen unserer Akademie aus dem Jahre 1804 in französischer Sprache. Der Umschwung des Jahres 1870 hat dann dafür gesorgt, daß auch in der Diplomatenwelt jeder in seiner Sprache schreiben darf. So ist auch das Monopol der französischen Universalsprache gebrochen, und nur wenige Franzosen wagen, wie wiederum Auberts Umfrage zeigt, den alten Anspruch auch jetzt noch aufrecht zu erhalten.

Statt dessen hat sich gerade in Frankreich in den letzten Jahren eine sehr rührige Agitation entfaltet, die darauf ausgeht, eine neue ‚internationale Hilfssprache‘ (so drückt man sich bescheiden aus) zu schaffen, die, ohne sich enger mit irgend einer der bestehenden Nationalsprachen zu berühren, die Brücke bilden soll zwischen den sprachlich geschiedenen Völkern des Erdkreises. Zu diesem Behufe hat sich eine internationale Kommission ge-

bildet, deren Seele der auch bei uns durch seine Leibnizforschungen bekannt gewordene Philosoph L. Couturat ist. Diese *Délégation pour l'adoption d'une langue auxiliaire internationale* weist eine stattliche Reihe der besten Namen Frankreichs auf, und der Beitritt zu diesem Komité ist um so unverfänglicher, als keine Verpflichtung auf irgend eine bestimmte neue Weltsprache, sondern nur die akademische Anerkennung des Prinzips verlangt wird. Freilich, es ist kein Geheimnis, daß hinter dem Schilde der *Langue auxiliaire internationale* sich eine neue von Dr. Samenhof in Warschau erfundene Sprache verbirgt, die den schönen Namen ‚*Esperanto*‘ (der Hoffende) trägt. Man beabsichtigt nämlich, wenn man eine hinlängliche Anzahl von Kapazitäten aller Länder um die Fahne der *Langue auxiliaire* gesammelt hat, auf einem großen internationalen Kongreß über die beste der vorhandenen ‚Hilfssprachen‘ abstimmen zu lassen. Solcher Kunstsprachen sind unzählige in steigender Progression in den verflossenen vier Jahrhunderten ans Licht getreten. Neben dem Volapük, das vor einem Menschenalter die Welt aufregte, sind mehrere Dutzend Weltsprachen in neuester Zeit ans Licht getreten: Pasilingua, Veltpart, Veltspik, Velt Deutsch, World English, Zentraldialekt, Lingue Mondu, Mondolingua, Lingue universal, Idiom neutral, Langue bleue, Kompromiß-Sprache, Zahlensprache, Mezzofanti, Communia, Kosmos und wie alle die sonderbaren Titel lauten, mit denen sich diese Sprachschöpfungen einführen. Wenn nun ein solcher Wettkampf der Kunstsprachen auf dem beabsichtigten Kongresse veranstaltet würde, sind die Anhänger der Délégation sicher, mit ihrem im Hintergrunde gehaltenen Esperanto alle andern Bewerber aus dem Felde zu schlagen. In der Tat haben sich bereits einige der wenigen nichtfranzösischen Gelehrten, die ihren Namen der Délégation zur Verfügung gestellt haben, Sir William Ramsay in London und Wilhelm Ostwald in Leipzig, begeistert

für die neugeschaffene Sprache des Warschauer Arztes ausgesprochen. Der deutsche Chemiker hat sogar bei seinem Aufenthalte in Amerika eine, wie es scheint, von großem Erfolge begleitete Propaganda für die Idee der ‚neutralen Weltsprache' und speziell für die Einführung des Esperanto entwickelt, so daß sich an der Harvard-Universität sofort ein Esperanto-Klub bildete, und infolge der Agitation der Presse an hundert anderen Orten Zweigvereine angliederten. Ostwald ist überzeugt, daß durch die offizielle Einführung einer solchen Welthilfssprache die Sprachschwierigkeiten, die auch ihm sowohl bei seinen deutschen wie bei seinen englischen Vorträgen in Amerika entgegengetreten sind, auf die einfachste Weise beseitigt würden, und er hat in seiner Broschüre „Die Weltsprache" auf die ungeheuere Tragweite eines solchen Schrittes für die Weltliteratur und Weltkultur hingewiesen.

Es ist nun leicht verständlich, wie gerade Chemiker einer solchen Lösung der Frage ihre Sympathie entgegenbringen. Ihre Forschung weist sie darauf hin, den Wettkampf mit der Natur aufzunehmen. Sie bemühen sich, die natürlichen Produkte künstlich besser und billiger herzustellen und dadurch die Last der Menschheit zu erleichtern. Sie hegen die Hoffnung, aus der Retorte dereinst nicht bloß künstlichen Indigo, künstliche Vanille, künstlichen Kaffee, sondern womöglich auch künstliches Fleisch und Brot hervorzaubern zu können. So erscheint ihnen die Herstellung einer künstlichen Sprache durchaus möglich und hoffnungsvoll. Schon 1901 hat sich Ostwald darüber folgendermaßen ausgesprochen: „Es handelt sich tatsächlich nicht um eine Phantasterei bei der Frage nach der allgemeinen künstlichen Sprache, sondern um eine wissenschaftlich-technische Aufgabe, deren Lösung eine unabsehbare Entlastung der arbeitenden Menschheit von nutzloser Anstrengung mit sich bringen wird."

Man hofft also aus der Retorte, wenn auch keinen *homunculus*, so doch eine *lingua humana* hervorgehen zu sehen, oder vielmehr man begrüßt in dem Esperanto bereits die gelungene Synthese. Wenn nun bahnbrechende Vertreter der Naturwissenschaft wie Ramsay, Ostwald, Mach solche Anschauungen vertreten, so wird dies auf die verstockten Gemüter der Sprachforscher vielleicht weniger Eindruck machen als auf das große Publikum. Allein es haben sich auch in den Reihen der Sprachforscher selbst bedeutende Autoritäten in neuerer Zeit zugunsten solcher Sprachexperimente ausgesprochen. So hat der ausgezeichnete dänische Sprachforscher Vilhelm Thomsen im vorigen Jahre eine Rede *Videnskabens Faellessprog* gehalten, in der er die Schöpfung einer künstlichen Gemeinsprache keineswegs abweist. Wenn eine künstliche Sprache, führt er darin aus, auch nie einer lebendigen Volkssprache gleichkommen kann, so könnte sie doch als neutrale Hilfssprache im internationalen Verkehr gute Dienste leisten. Die Analogie der *Lingua franca* in der Levante, des *Pidgin-English* in China zeige, wie solche Sprachbildungen praktisch fungieren können. Auch die Verwendung des toten Lateins als Weltsprache liege nicht weit ab. Ja, wenn man unsere jetzigen Schriftsprachen mit den gesprochenen, lebendigen Sprachen vergleiche, zeige sich da auch manches, was sich nicht prinzipiell, sondern nur graduell von jenen Kunstsprachen unterscheide. Unter den modernen Versuchen hebt auch er das harmonische und leicht erlernbare Esperanto hervor, das, wie ein von Ostwald angezogenes Beispiel zeigt, in der Tat bereits praktische Verwendung bei internationalen Gelehrtenkongressen gefunden hat.

Auch Hugo Schuchardt, einer unserer gelehrtesten und geistvollsten Linguisten, hat ‚aus Anlaß des Volapüks' sich früher entschieden für die Möglichkeit künstlicher Sprachschöpfungen

ausgesprochen, indem er sich auf merkwürdige Umgestaltungen des Portugiesischen in Indien berief, die er mit den modernen Umformungen der Weltsprachenerfinder in eine Reihe stellte. Diese Schrift gab seinem Freunde, dem verstorbenen Gustav Meyer, Anlaß zum Widerspruch. Er wies die modernen Sprachschöpfungen als Homunculussprachen zurück und bestritt die Gültigkeit der Schuchardtschen Analogien. Dieser erwiderte in einer graziösen Schrift: „Weltsprache und Weltsprachen", ohne daß man sagen könnte, daß durch dieses Florettgefecht der beiden Freunde die Streitfrage gelöst oder sonderlich gefördert worden wäre.

Denn es handelt sich bei dieser ganzen Bewegung nicht nur um praktische, sondern auch um wichtige theoretische Fragen, die bis in das Innerste der ganzen Sprachwissenschaft, ja bis in die tiefsten Tiefen der menschlichen Erkenntnis hinabführen. Ist die Sprache ein Naturerzeugnis, wie August Schleicher lehrte, gibt es infolgedessen Lautgesetze, die unverbrüchlich wie die Gesetze der Natur das Leben der Sprache bedingen? Oder ist die Sprache ein Werk des Zufalls, der Konvention, mit einem Worte der menschlichen Willkür? Weiter, gibt es überhaupt einen freien Willen des Menschen, oder ist auch dies nur ein mißbräuchlicher Ausdruck für eine komplexe Naturgesetzlichkeit?

Wir müssen ehrlich bekennen, daß diese Grundfragen wie alle die Welträtsel, die uns quälen, in den zweitausend Jahren, seitdem sie zuerst auftauchten und formuliert wurden, um keinen Schritt weiter gefördert worden sind. Kaum hatte man geglaubt, vor einem Menschenalter die Sprachwissenschaft auf dem soliden Fundament einer durchgehenden Gesetzlichkeit fest begründet zu haben, so begannen anarchistische Maulwürfe den Bau zu untergraben. Nachdem die Junggrammatiker die Strenge der physiologischen Lautgesetze durch die Kreuzung mit den psychologischen

Analogieregeln erheblich gemildert und humanisiert hatten, schicken sich nun die jüngsten Grammatiker an, den ganzen Prachtbau der Sprachwissenschaft umzustürzen. Der ‚Positivismus' der naturwissenschaftlichen Auffassung soll nun nicht mehr durch ‚Psychologismus' ersetzt werden, sondern durch ‚Ästhetik'. Redner, Schauspieler, Deklamatoren werden nun die wahren Lehrer der Sprachforschung. Fort mit Physik, Historik und Formalistik, fort mit den Toten! Nur der Lebende hat recht, nur die lebendige gesprochene Rede enthüllt die Geheimnisse, nicht der Natur, sondern der Seele. So schallt es aus den Reihen dieser Jüngsten, deren Auftreten in dem Zeitalter des Individualismus nicht auffallen oder erschrecken darf. Alle diese Wandlungen der Methode sind längst dagewesen. Wie Nietzsche, der Bannerträger des modernen Persönlichkeitskultes, nur ein Revenant aus dem Zeitalter der griechischen Sophistik ist, so ist das modernste Feldgeschrei: ‚Kein allgemeines Gesetz, sondern individuelle Freiheit' das Echo des alten Schlagwortes *φύσει – θέσει* in etwas modernisierter Tonart. Und wie Platon die Torheit des Übermenschentums für ewige Zeiten in ernstem Tone gegeißelt hat, so hat er mit schalkhaftem Humor auch bereits die Falschheit jener Antithese *φύσει-θέσει* für die Auffassung der Sprache widerlegt und angedeutet, daß die Wahrheit in der Mitte oder vielmehr in der Höhe über den Gegensätzen throne.

In der Tat nützt es nichts, das Leben der Sprache auf dieses öde Entweder — Oder zu stellen. Weder die Annahme einer blindwirkenden Naturkraft noch der Glaube an die Willkür und Laune des Individuums erklärt die Tatsachen. Es nützt nichts, dabei auf einzelne Beispiele solcher Willkür und Künstlichkeit hinzuweisen. Weder in den eigensinnigen oder mutwilligen Sprachspielereien der Kinder und Studenten noch in den himmlischen Sprachen verzückter Nonnen oder spiritistischer

Medien, weder in dem verdrehten Kauderwelsch der Verbrecher noch in den künstlichen Pedanterien der Beamten und Gelehrten, weder in der bewußten Auswahl der die Schriftsprache begründenden Kanzleien noch in der Schöpfung konventioneller Dichtersprachen, wie wir sie bei Homer und Dante finden, liegt irgend ein Analogon zu den künstlichen Weltsprachen, die man uns schenken will. Wohl ist dort überall individuelles Schaffen und Schöpfen unverkennbar, aber das Individuelle ist in der Sprache wie in allen Erscheinungen unseres kleinen und großen Kosmos in geheimnisvoller Weise mit dem Allgemeinen verknüpft. Es genügt nicht, daß der Säemann den Samen ausstreut. Mutter Erde muß ihn willig aufnehmen und den Keim zur Reife bringen. So ist es auch mit der Sprachschöpfung. Jeder Forscher, um an uns Naheliegendes zu erinnern, der eine bisher unbekannte Pflanze, ein neues Tier, ein verborgenes Element, eine noch nicht gefundene Wahrheit entdeckt, hat das Recht, seinem Funde einen Namen zu schöpfen. So ist wohl jeder von uns in der Lage gewesen, die Wissenschaft mit einem neuen Worte zu bereichern. Aber damit nun diese Taufe auch wirklich anerkannt, das individuelle Namensgeschöpf wirkliches Leben gewinne, dazu bedarf es der willigen Aufnahme durch den Kreis derer, die als Taufpaten zunächst ihr Placet auszusprechen haben.

Je genauer der Vater des Wortes die Anschauungen dieses engsten Kreises kennt, um so mehr wird er gleich von vornherein auf diese bei seiner Neuschöpfung Rücksicht nehmen, und je mehr sich diese an das Vorhandene und Erwartete anlehnt, um so willigere Aufnahme findet sie. Es ist sehr selten in der Geschichte der Sprachneuerungen, daß ein gänzlich unverständlicher und willkürlich gewählter Name Anklang findet, wie z. B. das Wort ‚Gas‘, die Schöpfung des Brüsseler Alchymisten van Helmont, allerdings in alle modernen Sprachen gedrungen ist.

Wir können das noch heute bei den willkürlichen Sprachveränderungen beobachten, die auf den abgelegenen Inseln Polynesiens bei gewissen Gelegenheiten vorgenommen werden. So wird beim Tode eines Häuptlings über gewisse Wörter das Tabu ausgesprochen, und es müssen dann neue Wörter an der Stelle der alten gebildet werden. Aber dieser Ersatz wird nur in seltenen Fällen eine völlige Neuschöpfung sein, weil sonst die Verständigung überhaupt aufhören würde. Aufklärend ist hierüber, was der Missionar Cleve vor kurzem über die Frauensprache bei den Suaheli Deutschostafrikas ermittelt hat. Bei den Wakonde nördlich vom Nyassasee darf die Frau den Namen des Schwiegervaters und seines Bruders nicht in den Mund nehmen. Sie muß aber auch alle damit verwandten Wörter meiden. Wenn also der Schwiegervater z. B. ‚Sohn der Sonne' oder ‚Sohn des Ochsen' heißt, so dürfen auch diese einzelnen Wörter nicht über die Lippen der Frau kommen. Wenn der Betreffende mehrere Brüder hat, so erstreckt sich das Tabu auf eine ziemliche Anzahl von Wörtern, die alle neugebildet werden müssen. Da helfen sie sich nun entweder durch wirkliche Neubildungen, oder aber (und dies ist das Gewöhnliche) sie nehmen zu Umschreibungen ihre Zuflucht. Statt ‚Baum' heißt es ‚der gepflanzt wird', statt ‚Sonne' ‚das Scheinende' u. dergl. So entsteht aus dem individuellen Bedürfnisse allmählich eine förmliche Frauensprache, die beständig bereichert wird.

So leicht wie bei diesen Wilden vollzieht sich nun in den Sprachen zivilisierter Völker die Sprachänderung keineswegs. Je größer der beteiligte Kreis ist, je älter die Zivilisation, um so schwieriger führen sich Neuerungen ein. So ist es verhältnismäßig einfach, in die engbegrenzten Fachkreise der Wissenschaft neue Wörter für neue Begriffe einzuführen, obgleich es auch da nicht ohne Widerstand abzugehen pflegt. Allein bei Wort-

schöpfungen, die ein weites Gebiet bestreichen, ist es ganz außerordentlich schwer, mit neuen Vorschlägen durchzudringen. Die Beispiele, die für solche künstlich-individuelle Neuschöpfungen angeführt werden, führen in der Regel bei genauerer Untersuchung auf viel kompliziertere Verhältnisse. So legt uns Wundt in seiner ‚Völkerpsychologie‘ (I 1, 616), in der er sich sehr (vielleicht allzusehr) auf das Einzelne eingelassen hat, eine interessante Geschichte des Wortes ‚Gewissen‘ vor, das nach ihm bei seinem Durchgang durch die verschiedenen Völker jedesmal als ein Akt willkürlicher, wenn auch analog verfahrender Sprachneuerung erscheint. So habe Cicero die stoische Neubildung *συνείδησις* Silbe für Silbe übertragend mit *conscientia* verdolmetscht und so in die Latinität eingeführt, so habe Notker wiederum *conscientia* wörtlich übersetzend *gewizeda* dem deutschen Sprachschatz einverleibt, bis dann Christian Wolff den Begriff des Wortes gespalten und neben dem nunmehr auf das moralische Gebiet beschränkten Wort ‚*Gewissen*‘ nach der Analogie von ‚*Begriff*‘ den psychologischen Terminus ‚*Bewußtsein*‘ geschaffen habe.

In Wirklichkeit läuft die Geschichte dieses Wortes in etwas verwickelteren Windungen ab. Nicht die Stoa hat den Begriff *συνείδησις* erfunden, sondern Demokrit in einem seiner berühmtesten Aussprüche (fr. 297): „Manche Leute, die von der Auflösung der menschlichen Natur nichts wissen, sich dagegen des Elends ihres Lebens wohl bewußt sind (*συνειδήσει τῆς ἐν τῶι βίωι κακοπραγμοσύνης*), mühen sich ihre Lebenszeit in Unruhen und Ängsten ab, indem sie über die Zeit nach dem Tode erlogene Fabeln erdichten.“ Die Bildung dieses in der griechischen Literatur hier zum ersten Male begegnenden Wortes entspricht ganz der Zeit des großen abderitischen Philosophen, die durch die damals häufiger werdende Endung *σις* dem Drange der Philosophie nach Bildung abstrakter Begriffe entgegenkam. Aber so sprach-

gewaltig uns jener Philosoph auch erscheinen mag, wir haben keinen Anlaß, gerade ihn als den Schöpfer des Wortes zu feiern, da uns von seinen Werken wie von der ganzen zeitgenössischen philosophischen Literatur kaum einige dürftige Fragmentchen geblieben sind. Der Stoa, die den Begriff ‚Gewissen' erfunden haben soll, kommt jedenfalls nichts weiter zu, als daß sie den alten brauchbaren Stein in ihre grandiose Systematik eingebaut und so der Nachwelt vererbt hat, die ihre Terminologie mit Vorliebe dorther entnahm. So ist das Wort in die jüdische und christliche Literatur eingedrungen und hat vielleicht dazu mitgewirkt, bei den Römern das entsprechende *conscientia* auszulösen. Allein auch hier spielt individuelle Erfindung keine Rolle. Cicero wenigstens ist daran ganz unschuldig. Er beschränkt sich im Gebrauche des Wortes keineswegs auf die philosophischen Schriften, sondern verwendet es unbefangen auch als Redner und Briefschreiber. Wenn Hirtius und Sallust in dieser Zeit sich ebenfalls der neuen Bildung bedienen, so sind sie gewiß nicht bei Cicero in die Schule gegangen. Vielmehr steht an der Spitze der römischen Autoren der unbekannte Auctor ad Herennium sullanischer Zeit, der *conscientia* im Sinne von ‚Schuldbewußtsein', aber auch gewiß nicht als erster gebraucht hat. Denn in dieser Bedeutung kommt das Beiwort *conscius* bereits bei Plautus vor. Es ist daher sehr fraglich, ob wir darin überhaupt eine bewußte Anlehnung an das griechische Vorbild annehmen dürfen. Auch was über das deutsche *‚Gewissen'* zu sagen ist, scheint nicht viel Platz für individuelle Sprachneuerung zu lassen. Ulfilas übersetzt *συνείδησις* anders, und zwar wörtlicher mit *miþwissei*. Notkers *gewizzeda* aber ist keineswegs seine Neuprägung, da es sich bereits in älteren Glossen findet, und ist keineswegs eine wörtliche Übersetzung von *conscientia,* so wenig wie das bei ihm sich daneben zuerst vorfindende *gewizeni*, das ebenso

einfach aus dem üblichen Adjektiv *gewizzener (gnarus)* abgeleitet wurde wie *conscientia* aus *conscius*. Das Femininum *gewizzen* lebt im Mittelhochdeutschen neben der neutralen Form fort, bis sich diese uns geläufige Verwendung durch Luther durchsetzt. Auch die moralische Einengung des Begriffes *‚Gewissen‘* im Neuhochdeutschen möchte ich keineswegs mit Wundt als eine Folge der Einführung des Begriffes *‚Bewufstsein‘* durch Wolff ansehen. Vielmehr scheint umgekehrt der große Systematiker es für nötig erachtet zu haben, neben dem durch die Theologen immer mehr auf das Moralisch-Religiöse beschränkten Begriff ein neues, die psychologische Bedeutung von *conscientia* klar ausprägendes Wort zur Verfügung zu haben. Diese glückliche Neuerung Wolffs ist nun aber keineswegs eine Neuschöpfung, die ihm in Anlehnung an die Bildung des Wortes *‚Begriff‘* plötzlich eingefallen wäre, sondern er hat nur einfach die beiden geläufigen Worte ‚bewußt‘ und ‚sein‘ zusammengerückt. *„Da die Dunkelheit der Empfindungen das bewufst sein aufhebet.“* So schreibt er hier noch in zwei Wörtern, während er im folgenden Paragraphen bereits zusammenrückt: *„ohne Bewufstsein“*. Also auch hier keine individuelle Willkür, sondern organische Fortbildung des volkstümlichen Sprachgebrauches.

Ein anderes Beispiel souveränen Sprachbeliebens ist neulich von einem unserer belesensten Germanisten, der grade diesen Dingen mit besonderem Glücke nachspürt, beiläufig erwähnt worden. Man erzählt, daß Ludwig XIV. sich einmal versprochen und statt *la carrosse*, wie es eigentlich heißen sollte, *le carrosse* gesagt habe. In übermäßiger Devotion hätten die Franzosen sich beeilt, Serenissimus dies nachzusprechen, und so habe sich das falsche Geschlecht eingebürgert. Dies erweist sich bei genauerer Untersuchung als Legende. Denn bereits im 16. Jahrhundert läuft *le carrosse* neben *la carrosse* gleichwertig her, und erst im

17. Jahrhundert dringt das Maskulinum vor. Genau so wird bei uns im Mittelhochdeutschen *Karrosche* bald männlich, bald weiblich gebraucht, indem die ursprünglich auch in der Bedeutung etwas differenzierten Ableitungen von *carrus* (italienisch *carroccio* und *carrozza*) bei uns und bei den Franzosen durcheinander liefen. Es bleibt also dabei, daß der allmächtige König Ludwig nicht Herr war über die Sprache, wie sein sprachgewaltigster Zeitgenosse, Molière, selbst anerkennt:

La grammaire qui sait régenter jusqu'aux rois.

Dies sollte bereits Tiberius erfahren. Als er in einem Erlasse ein ungebräuchliches Wort angewandt und damit Anstoß erregt hatte, legte er einer Sachverständigen-Kommission die Frage vor, ob man jenes Wort wirklich gebrauchen dürfe. Der Hofphilologe Ateius Capito meinte: „Wenn das Wort bisher auch nicht üblich war, so wird es von nun an auf Deinen Befehl üblich werden.“ Darauf sagte Marcellus: „O Kaiser, Menschen kannst Du wohl das römische Bürgerrecht verleihen, aber nicht Wörtern.“

Wie außerordentlich schwer es fällt, sprachliches Eigengewächs zum Gemeingut der Nation zu machen, ersieht man am besten aus den jahrhundertalten Bestrebungen der deutschen Sprachreiniger, deren Neubildungen nur schwer allgemeine Verbreitung gewinnen, und aus dem allseitigen Widerwillen, den gewaltsame Sprachneuerer auf allen Seiten finden. Alte Kultursprachen wie alte Bäume lassen sich nicht am Spalier in beliebige Formen zerren. Sie haben ihr eigenes Wachstumsgesetz, gegen das individuelle Willkür fast machtlos ist. Die Sprache ist eben keine bloße Funktion des Individuums, wie moderne Sprachforscher uns glauben machen wollen, sondern sie wurzelt wie alle sozialen Organisationen der Menschheit im tiefsten Grunde der Volksseele und sie entwickelt wie alle übrigen Organismen

dieser Seele, Religion und Recht, Kirche und Staat, eine selbständige Kraft und ein Beharrungsvermögen, das die Kräfte der einzelnen Individuen der Gemeinschaft an Energie und Dauer unendlich überragt. Das römische Recht und die römische Sprache haben das römische Volk, den Schöpfer und Träger dieser Organismen, lange überdauert und wirken noch immer fort.

Wie ich vor einem Jahre an dieser Stelle von dem Universitätsgeiste sprach als dem stillen Lenker unserer Körperschaft, ihrem Dauer und Stetigkeit verleihenden Genius, so darf ich heute das wunderbare selbständige Leben, das sich in und mit den Sprachen entwickelt, als Sprachgeist bezeichnen. Was ich damals von jenem geistigen Wesen der Körperschaft sagte, es sei ihr Werden, Wachsen und Gedeihen an ein geheimes Gesetz gebunden, durch das sie wie der Baum zwar Nahrung von allen Seiten aufnehme und die ganze materielle und geistige Atmosphäre auf sich wirken lasse, aber nur das innerlich verarbeite, was dem eingeborenen Lebenstrieb und dem eigenen Wesen gemäß ist, das gilt wörtlich auch von dem Geist, der in der Sprache lebt und webt. Auch er nimmt auf die Dauer nur das auf, was aus dem innersten Boden der Volks- und Sprachgemeinschaft langsam von den Wurzeln zum Stamm emporsteigt und in den Zweigen sich entfaltet. Nur bei nahestehenden Pflanzen und Völkern hat das Einpfropfen fremder Reiser eine gewisse Aussicht auf Erfolg und um so mehr, je mehr der frische Jugendtrieb den gewaltsamen und rohen Eingriff zu überwinden und zu vernarben imstande ist.

Daher spielt die Kunst des individuellen Menschen, die sich erdreistet, die Natur zu überlisten, alten ausgewachsenen Sprachen gegenüber nur eine bescheidene Rolle. So wenig neue Staatenbildungen, neue Rechtsordnungen oder neue Religionen heutzutage dem Genie eines einzelnen entspringen können, so

kann nicht plötzlich eine neue Sprache entstehen, oder wenn sie über Nacht entsteht, so welkt sie auch über Nacht dahin. So haben wir das ungeschickt erfundene und geschickt verbreitete Volapük plötzlich zusammenbrechen sehen, als der Erfinder das Schisma seiner Anhänger nicht mehr unterdrücken konnte. So wird das lautlich wohlklingende, syntaktisch aber mißgestaltete Esperanto bald verschwinden, wenn seine Anhänger sehen, daß sich die hochgehenden Erwartungen auf baldige allgemeine Annahme nicht verwirklichen. Begreiflich ist es, daß die Franzosen diese hoffnungsvolle melodische Sprache mit Enthusiasmus begrüßt haben. Denn ihr Lexikon ist zu neun Zehnteln, ihre Formenlehre und Syntax fast ganz auf romanischer Grundlage aufgebaut. Wie sollen sich also die germanischen Völker mit diesem ihrer Art so wenig entsprechenden Idiom ernstlich befreunden! Die paar deutschen Vokabeln, die wie Inselchen auf dem romanischen Ozean schwimmen, können an dem allgemeinen Eindruck nichts ändern. Aber schlimmer noch ist es, daß diese Warschauer Kunstsprache dem Sprachgeiste nicht nur jedes Germanen, sondern auch jedes Indogermanen ins Gesicht schlägt. Überall wird es als eine harmonische Fügung empfunden, daß zusammengehörige Adjektive und Substantive auch in der Flexion diesen Einklang bekunden, und überall schlägt eine Dissonanz an unser Ohr, wenn etwa zufällig die Flexion des Zusammengehörigen auseinandergeht. Die neue Sprache aber hat, damit sich die verschiedenen Wortklassen schulmeisterlich sauber schon von weitem scheiden, einen ewigen Krieg zwischen dem Haupt- und Beiwort proklamiert. So beginnt die von dem Erfinder gedichtete Esperantohymne:

En la mondo venis nova sento.

Das neue Gefühl, das mit dem Esperanto in die Welt kommen soll, kann doch nur das der Verwunderung sein, daß man die zusammenstimmenden Wörter *nova* und *sento* in dieser

Weise lautlich differenziert. Noch verwunderlicher ist es, daß man in dieser modernen Sprache alle anderen Geschlechter zugunsten des weiblichen vernichtet. Denn in dieser *,internacia linguo'* gibt es nur ein einziges Geschlecht und zwar das weibliche. *La patro* heißt der Vater, *la patrino* die Mutter, *la patroj* die Väter, *la patrinoj* die Mütter. Diese Galanterie gegen das weibliche Geschlecht mag den Franzosen gefallen, uns erscheint sie unverständlich. Ich würde fürchten müssen, durch weitere Proben dieser ausgeklügelten Retortensprache die Geduld zu ermüden. Denn überall verrät sich der Mangel wirklich sprachlicher Empfindung, wie er sich z. B. auch in dem schrecklichen *patrino* für ‚Mutter' zeigt. Um die Menge der Wurzelwörter zu vermindern, werden nämlich in der Sprache des Dr. Samenhof die Sonderwörter wie Frau, Mädchen u. s. w. gestrichen und durch Ableitungen von den männlichen Urwörtern gebildet: *‚sinjor'* (Herr), *‚sinjorino'* (Frau), umgekehrt wird aus dem germanischen *‚fraulino'* (Fräulein) ein männliches Urwort *fraulo* (Junggeselle) zurückgebildet. Ebenso wird nach der Analogie des französischen *‚malsain'* von *‚bona'* (gut) *‚malbona'* (schlecht) gebildet; *‚fermi'* heißt ‚schließen', *‚malfermi'* heißt nun nicht etwa ‚schlecht schließen', sondern ‚öffnen'; *‚supre'* ‚oben', *‚malsupre'* ‚unten'.

Nach diesen Proben wird wohl jeder Unbefangene mir die Homunculusnatur dieser Kunstsprache bestätigen. Da nun aber dieses Esperanto nach der Meinung seiner Adepten, die ich nach Prüfung einer großen Anzahl ähnlicher Artefakte nur bestätigen kann, entschieden noch die annehmbarste Lösung darstellt, so ziehe ich daraus den Schluß, daß die Zeit für die Erfindung einer internationalen Hilfssprache, so nützlich sie sein mag, noch nicht gekommen ist und vielleicht nie kommen wird, da gerade diejenigen, die am tiefsten vom Sprachgefühl beseelt sind, am wenigsten Lust haben werden, den Turm von Babel wieder aufzubauen.

Jeder von uns, dem die Sprache etwas Heiliges ist, scheut unwillkürlich wie vor einem Frevel vor dem Wagnis zurück, die still wirkende Natur der Sprache durch solche Treibhauskünsteleien zu vergewaltigen. Man berufe sich nicht auf unsere Schriftsprache, deren wohltätige Einheit in der Tat auf künstlichem Wege zustande gekommen ist, und die von jedem, der im Dialekt groß geworden ist, noch heute als etwas künstliches empfunden wird. Denn auch diese Kunst wird nicht individuellem Eingreifen bestimmter Sprachschöpfer, sondern der bewußten und unbewußten Arbeit von Jahrhunderten verdankt. Auch in dieser scheinbaren Kunst waltete still und unsichtbar der Genius unseres Volkes, der in der sprachlichen Einheit die politische Einigung vorschaute und vorbereitete.

Eine einheitliche Sprache, welche die Völker Europas und der sonstigen zivilisierten Länder über allen Sondersprachen verbände, könnte sich demnach erst dann und dann erst sehr allmählich bilden, wenn sich das Wesen unserer gesamten Weltkultur erheblich ändern sollte. Würde statt des jetzigen politischen Systems, das auf dem Gleichgewicht aller Kulturnationen mit starker Betonung der nationalen Verschiedenheit beruht, ein internationaler, kosmopolitischer Völkertrust sich ausbilden, so würde sich voraussichtlich dieser monistische Trieb auch in der Sprachentwicklung betätigen. Solche Ideen tauchen ja zuweilen hier und da in Verbindung mit der Idee des Weltfriedens auf. So plante Cecil Rhodes, der freilich in seinem Leben nach anderen Zielen strebte, in seinem von Stead publizierten Testamente einen sozialpolitischen internationalen Geheimbund, dessen nächstes Ziel die Einigung Englands und Nordamerikas über die Handelsinteressen sein sollte. Wären diese beiden Nationen politisch und handelspolitisch einig, so sollten sie der Welt den Frieden diktieren und durch Einführung einer einheitlichen, neutralen Weltsprache das Paradies auf Erden herbeiführen.

Die Welt ist leider trotz der Testamente Rhodes' und Nobels noch weit davon enfernt, diesem paradiesischen Zustande sich zu nähern, und die geschichtliche Erfahrung gibt wenig Hoffnung, daß sich die Nationen bald zu diesen schönen Ideen bekehren werden. Eher ist zu befürchten, daß der imperialistische Gedanke, der in der Weltgeschichte von Zeit zu Zeit in die Erscheinung tritt, auch jetzt sein Haupt erheben und ehrgeizige Nationen zur Herrschaft über die Welt anstacheln wird. Dann ist die Sprachenfrage freilich auf die einfachste Weise gelöst. Mit der Einheit des Imperiums ist auch die einheitliche Weltsprache gegeben. *Vae victis!*

Wenn dagegen die Welt fortfährt, wie wir hoffen und wünschen, an dem bewährten System des politischen Gleichgewichts und der offenen Türe festzuhalten, so bleibt natürlich auch die Spannung der balancierenden Nationalitäten bestehen. Hierdurch aber ist die Einführung einer neutralen Hilfssprache aufs äußerste erschwert, weil jede der maßgebenden Nationen eifersüchtig darüber wachen wird, daß ihre eigene Sprache dabei nicht an die Wand gedrückt werde. Die internationale Assoziation der Akademien, der man angesonnen hatte, diese Spracheinheit in die Wege zu leiten, hat diese Aufgabe auf ihrem Kongreß in London 1904 rundweg abgelehnt, da sie mit Wissenschaft nichts gemein habe. Aber selbst wenn es dazu käme, einen Areopag von Autoritäten aus den Hauptkulturländern der Welt zu berufen, um die Einführung einer neuen Weltsprache vorzubereiten oder eine vorhandene zur Einführung zu empfehlen, so würde dies der sicherste Weg sein, den Frieden der Welt zu gefährden. Solange das empfindliche Gefühl für nationale Eigenart, das Europas und Amerikas Völker jetzt beseelt, und das bereits auch die dumpfen Massen Afrikas und Asiens ergreift, nicht ganz ausgeschaltet werden kann, bleibt schon aus diesem Grunde die Spracheinigung eine Chimäre.

Was soll also geschehen? Wenn weder das alte Latein noch das neue Esperanto zur Verständigung mit unseren Nachbarn dienlich erscheint, wenn es aussichtslos ist, auf eine neutrale Sprache der Zukunft zu harren, wenn ferner keiner der bestehenden Hauptsprachen die Hegemonie über die anderen zugestanden wird, was bleibt dann übrig, da man sich doch untereinander verständigen muß?

Der bekannte französische Sprachforscher Breal hat vor einigen Jahren in der *Revue de Paris* das Problem ausführlich behandelt. Er weist die künstlichen Sprachen zurück, obgleich er die Schöpfung solcher Sprachen vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus keineswegs grundsätzlich verwirft, er weist ebenso das Latein als veraltet ab und hält es ebenso für unmöglich eine der vorhandenen modernen Sprachen als Gemeinsprache der Welt aufzudrängen. Vielmehr empfiehlt er zum Schluß eine Lösung, die eines pikanten politischen Beigeschmackes nicht entbehrt. Sie ist 1901 von einem französischen Kaufmann Paul Chappelier vorgeschlagen worden. Frankreich, England und die Vereinigten Staaten sollen einen Sprachvertrag abschließen; auf Grund dessen würde in den englisch redenden Ländern das Französische und umgekehrt in Frankreich das Englische als obligatorischer Unterrichtsgegenstand in alle Schulen eingeführt. Dieser französisch-englische Sprachbund würde 180 Millionen Menschen umfassen, und da das Englische von den nordischen, das Französische von den südlichen Völkern Europas leicht zugelernt werden könne, so würde sich dieser Zweisprachenbund sehr bald infolge der damit verbundenen praktischen Vorteile über die ganze zivilisierte Welt ausdehnen. Ja der Urheber des Planes hofft, daß auch Deutschland, das freilich zunächst diese französisch-englische Verbrüderung etwas scheel ansehen könnte, doch schließlich angesichts der großen materiellen Vorteile und der weiten Verbrei-

tung des Systems die patriotischen Beklemmungen überwinden und dem Bunde sich anschließen würde.

In dieser Hoffnung dürfte sich nun allerdings der französische Kaufmann täuschen. Diese durchsichtige Politik französischer Patrioten, Sonderbündnisse mit England und Amerika zu schließen, um dadurch eine große, an Volkszahl und kommerzieller Bedeutung Frankreich überragende Nation auszuschalten, hat hoffentlich in Algeciras ihr Ende gefunden. Es gibt vom deutschen Standpunkt zurzeit nur eine befriedigende Lösung, die gleichberechtigte Anerkennung der drei Hauptkultursprachen, des Deutschen, Englischen und Französischen, wie sie sich von selbst auf dem Gebiete der Wissenschaft seit geraumer Zeit durchgesetzt hat. Auf den internationalen Kongressen stehen diese drei Sprachen im Vordergrunde, und die internationale Assoziation der Akademien läßt in ihren Protokollen nur diese drei zu. Es ist üblich geworden, daß die akademischen Publikationen der übrigen kleineren Nationen, die natürlich Wert darauf legen, auch bei der Abfassung wissenschaftlicher Werke ihre Muttersprache zu Worte kommen zu lassen, doch in einer jener drei Hauptsprachen Inhaltsübersichten zufügen. Deutschland muß durchaus fordern, daß dieser linguistische Dreibund, wie er sich von selbst herausgebildet und bewährt hat, weiter bestehe und weitere Ausdehnung auch auf andere Sphären der Kultur erlange. Damit dies aber sich verwirkliche, ist überall eine offizielle Gleichberechtigung der beiden Fremdsprachen in den Mittelschulen anzustreben, und zwar so, daß nicht bloß das Lesen, sondern auch das Verstehen und Sprechen der Fremdsprachen als Ziel des Unterrichtes vorschwebt. Zu diesem Behufe muß bei uns der Unterricht im Französischen und Englischen überall obligatorisch, und zwar so eingerichtet werden, daß unter Heranziehung von ausländischen Lehrern eine wirkliche Vertrautheit mit den fremden

Sprachen erreicht werde. Man hat bereits hier in Berlin mit diesem Austausch nationaler Lehrkräfte begonnen. In den Gymnasien wie an der Universität gewinnt diese Methode Boden, und man darf hoffen, daß die jetzt heranwachsende Jugend in anderer und besserer Weise als wir selbst einst auf den Verkehr mit dem Ausland vorbereitet werde. Erst wenn eine so erzogene Studentenschaft die Hörsäle unserer Universität füllt, kann an einen nachhaltigen und weiter reichenden Erfolg des Professorenaustausches gedacht werden. Erst dann sind unsere Studierenden wirklich befähigt, ihre Ausbildung an unserer Universität im modernen Sinne abzurunden und den Stand der Kultur bei den führenden Nationen unserer Zeit aus dem Munde ihrer berufensten Vertreter selbst kennen zu lernen.

Wie es die Aufgabe unseres Volkes und unserer Universität vor hundert Jahren war, vor allem Deutsche zu werden und das Deutschtum zu pflegen, so tritt jetzt zu der alten Aufgabe, die nicht verkürzt werden darf, eine neue und schwerere hinzu: die Verbindungen mit dem Auslande zu pflegen und aus nationalem Interesse sich international auszubilden. Um mit klarem und scharfem Auge die teure Heimat erfassen und zu ihrem Wohle wirken zu können, ist es jetzt nötiger als je, auf die bunte Welt jenseits der schwarzweißroten Pfähle hinauszuschauen.

Die schöne Aufgabe, Preußen und Deutschland bei unseren Studien vor allem anderen im Auge zu haben, ist das Vermächtnis des trefflichen Königs, dessen wir heute feiernd gedenken. Wir gedenken aber heute zugleich auch seines erlauchten Urenkels, der Deutschland, der Aufgabe des neuen Jahrhunderts entsprechend, auf neue Bahnen gelenkt und als Schirmherr unserer Hochschule vor kurzem auch ihren neuen Aufgaben seine persönliche Teilnahme geschenkt hat, indem er durch huldvolle Teilnahme an der Eröffnungsvorlesung unseres ersten amerikanischen

Gastes der Einrichtung des Professorentausches die feierliche Weihe erteilte und indem er das der Kunde der See und der Länder über See gewidmete Institut für Meereskunde, an dem das große Organisationstalent unseres unvergeßlichen Richthofen sich zuletzt bewähren durfte, ins Leben rief und in den Dienst unserer Universität stellte. Die reichen Sammlungen des Instituts in Verbindung mit dem dort eingerichteten vielseitigen Vortragszyklus werden die akademische Jugend auf das beste einführen in die Kunde des Meeres, der internationalen Völkerbrücke, auf der sich der moderne Weltverkehr herüber und hinüber vollzieht. Möge nach dem Willen seines Stifters auch dieses neugegründete Institut im Verein mit der alten Universität den neuen Aufgaben gerecht werden, die mit der Jahrhundertwende an das deutsche Volk und die deutsche Universität herangetreten sind!

